

Der Jakobsweg beginnt überall dort, wo Gläubige nach Santiago de Compostela wandern. Studenten haben jetzt eine Route zwischen Frankfurt (Oder) und Berlin entdeckt, die schon im Mittelalter benutzt wurde. Wir sind ein Stück mitgepilgert

Sinnsuche in Ost-Brandenburg

Von Uta Keseling 13. Juli 2007, 00:00 Uhr

Der Jakobsweg von Ostbrandenburg beginnt mit dem Antichristen. Von Angesicht zu Angesicht steht man ihm dort gegenüber, wo Deutschland an Polen grenzt und der Katholizismus an ein Land, in dem Kirchen heute "soziokulturelles Zentrum" heißen: in der Marienkirche zu Frankfurt an der Oder. "Schreiben Sie das mit dem Antichristen bloß nicht", sagt der freundliche ältere Herr hinter dem Informationsschalter, den wir anstelle eines Geistlichen antreffen.

Echte Pilger brauchen eigentlich einen Segen. Doch die Marienkirche ist schon lange entweiht. Er selbst sei nur weltlicher "Gastführer in ABM", informiert uns der Herr und besteht darauf, uns zunächst das mit dem Antichristen zu erklären. Der Böse sieht sehr gut aus auf den bunt leuchtenden Glasfenstern der Marienkirche. Sie stammen aus dem 14. Jahrhundert und kehrten erst kürzlich als ehemalige Beutekunst aus Russland zurück. Die gläserne "Bilderbibel" erzählt in 117 Bildfolgen die Schöpfung und das Leben Christi. Im dritten Teil verführt ein junger Mann die Menschen mit Brot, Geld und Macht. "Und als alle zufrieden sind, beginnt er, sie zu unterdrücken." Die bildliche Darstellung sei sehr selten, sagt unser freundlicher Bilderklärer. Seine Worte hallen in der leeren Kirche nach, wie auch in unseren Köpfen, als wir nach draußen zurückkehren. Es hat angefangen zu regnen.

Der heilige Jakobus am Nordportal der Marienkirche trägt eine große Muschel auf der Brust. Sie ist seit dem Mittelalter das Zeichen der Pilger, die auf dem Weg über die Pyrenäen ins spanische Santiago de Compostela laufen, wo die Gebeine des heiligen Jakobus verehrt werden. Zwei Jahre haben Studenten der Frankfurter Universität Viadrina Pilgerspuren in Ostbrandenburg erforscht. Seit vergangener Woche informiert eine Tafel an der Marienkirche über zwei neue, alte Pilgerrouten Richtung Berlin.

Doch den Weg muss man sich vorerst allein suchen. Zwar führt ein modernes, blau-gelbes Muschel-Logo durch viele Regionen Europas. "Doch in Ostbrandenburg scheitert die Beschilderung

bisher an der Bürokratie", sagt der Geschichtspräsident Ulrich Knefelkamp, der das Projekt betreut. Hartnäckig hätten Ämter mal fehlende Versicherungen vorgeschoben, die Strecke infrage gestellt oder schlicht die Feldwege nicht gemäht. Pilgern in Brandenburg erfordert Missionsarbeit in unterschiedlichsten Disziplinen. Ende des Jahres wollen die Studenten einen Pilgerführer mit Wegen und Adressen veröffentlichen. Eine studentische Firma soll historisch interessierte Touristen der Region beraten. Doch um Pilger muss niemand werben. Spätestens seit der Entertainer Hape Kerkeling seinen persönlichen Jakobsweg schilderte, möchten sich immer mehr Deutsche zu Fuß auf Sinnsuche begeben. Das Buch "Ich bin dann mal weg" (Malik-Verlag) wurde mittlerweile mehr als 1,9 Millionen Mal verkauft.

Jetzt wollen auch wir pilgern. Zu Fuß, auch wenn der Herr aus der Marienkirche uns gleich in Versuchung führt: "Die meisten Pilger fahren doch im Bus zur nächsten Station." Doch "Fußpilger sind die härtesten", hat einer der 40 echten Pilger gesagt, die vergangene Woche erstmals den neuen Weg beschritten haben. Vier Tage brauchten sie für die gut 100 Kilometer von Frankfurt (Oder) nach Berlin.

Wir schlagen den Weg Richtung Lebus ein, einst Bischofssitz, wo sich die Pilger im Mittelalter anmelden mussten. Über die Frankfurter Stadtbrücke tragen blasse Menschen polnisches Brot, Pilze und Zigaretten in dünnen Tüten herüber. Auf der anderen Straßenseite wirbt Radio Paradiso, doch die Leute haben so leere Gesichter, als ob sie an gar nichts mehr glauben. Genau hier stand bis 1945 das Jacobispital für Arme und Pilger. Nur ein Foto von 1911 erinnert heute noch daran.

Wir wenden uns Richtung Neue Welt, einen Stadtteil, und durchschreiten eine Wüste aus verfallenden Schönheiten. Patrizierhäuser, Fabriken aus Backstein, Geschäftshäuser im Jugendstil, alles steht leer, tot, verlassen. Wir finden die Neue Welt nicht. In der Kleingartenanlage "Küsterweg" machen wir kehrt und erliegen der ersten Versuchung: Wir fahren mit dem Zug nach Pillgram.

Die Jakobsreisenden vergangener Zeiten haben kaum Spuren im märkischen Sand hinterlassen. "Der Pilgerweg führte auf der alten Handelsstraße, die aber heute die befahrene B 5 ist", sagt Professor Knefelkamp. Seine Studenten haben deshalb Wanderwege und Orte gesucht, die auf Pilger, Klöster und überhaupt die Anwesenheit von Christen hinweisen. So haben sie Pillgram und Jacobsdorf gefunden. Ob wirklich Pilger die Namensgeber waren oder der Dorfgründer Heinrich Pilgrim, sei dahingestellt. Immerhin tragen die Grundsteine der frühmittelalterlichen Kirche zu Pillgram Jakobsmuscheln als Zeichen. Und seit 2001 gibt es sogar eine eigene Pilgertradition. Jeweils am Sonntag nach Ostern laufen Pillgramer in das zwei Kilometer entfernte Dorf Jacobsdorf.

Diese Tradition hat Pfarrer Andreas Althausen erfunden. Im Blick hatte er zunächst weniger den katholischen Heiligen in Spanien als die Nöte seiner Kirchenmitglieder vor Ort. "Viele Leute hier sind alt, arbeitslos, arm, sie leiden an dem Gefühl, nichts mehr wert zu sein." Die Sinnsuche in der eigenen Geschichte hat funktioniert. Jedes Jahr kommen mehr Dorfbewohner mit. Und echte Pilger werden ganzjährig freundlich am Straßenrand empfangen. Man pfeift Hunde zurück, weist ungefragt den Weg, bietet Mitfahrgelegenheiten an.

In Jacobsdorf öffnet Pfarrer Althausen die Tür des Pfarrhauses, in dem schon seit Jahren regelmäßig Pilger Herberge finden, wenn auch wenige. "Viele kommen aus Polen oder dem Baltikum, erzählt er. "Die meisten sind Männer in Lebenskrisen oder vor schwierigen Entscheidungen."

Einmal im Jahr pilgert auch die Katholische Männerschola aus Frankfurt (Oder) nach Jacobsdorf - schweigend. "Wir halten dann gemeinsam Abendandacht - mit Abendmahl", der protestantische Pfarrer klingt plötzlich ein wenig trotzig. Die Ökumene hat in der DDR eben andere, vielleicht nachhaltigere Wurzeln getrieben als anderswo. Dann führt er uns in sein Kirchlein. Aus der Rosette

über dem Portal sprießt eine überdimensionale, verbeulte Straßenlampe. "Im Krieg wurde die Kirche zu 80 Prozent zerstört, danach hat man sie notdürftig mit dem repariert, was da war, die eigentliche Restaurierung steht jetzt an."

Viele Dorfkirchen der Mark Brandenburg sind genau so entstanden: aus dem, was da war. Aus Feldsteinen, Holz, Lehm und Kalk. Bei feuchtem Wetter verströmen die kleinen, massiven Gebäude die Aromen von Scheune und Stall. Doch das sollte niemanden abhalten, sie zu betreten. Innen warten zwar keine Wunder, aber viele Überraschungen.

Zum Beispiel Musik. So stumm und schweigend die kleinen Kirchlein oft dastehen - manche haben nicht einmal einen Turm -, seit Martin Luther und Paul Gerhardt wird hier im Gottesdienst gesungen und musiziert. Seit Mitte des 19. Jahrhunderts baute der Frankfurter Orgelbauer Wilhelm Sauer die Instrumente dazu. Die Zeit und auch die musikalischen Moden haben viele verstimmen oder verstummen lassen. In Sieversdorf, der nächsten Station unserer Reise, werden sie wieder zu dem, was sie waren.

Nach der Wende hat hier der Orgelbauer Christian Scheffler eine alte Brennerei zur Werkstatt umgebaut und beschäftigt heute 17 Mitarbeiter. Er selbst ist mit den vier Kindern und seiner Frau Silvia ins alte Pfarrhaus gegenüber gezogen. Sie hat vor zwei Jahren dort eine echte Jakobsmuschel aufgehängt - nachdem sie zwei Monate lang den Jakobsweg durch Spanien gepilgert war. In den Etagen über der Werkstatt betreibt sie heute eine Pension mit preiswerten Zimmern. "Als ich erfuhr, dass der neue Jakobsweg direkt zu mir kam, habe ich beschlossen, eine Pilgerherberge anzubieten", sagt Silvia Scheffler. Echte Pilger bekommen Rabatt, ein Frühstück und, genauso wichtig, eine Andacht in der Kirche gegenüber.

Die Sieversdorfer Kirche lohnt jedoch auch für Nichtchristen einen Blick. Bei genauem Hingucken entpuppen sich die Zwölf Apostel im geschnitzten Altar als zu Männern umgemodelte Frauen. Mit ihrem langen Haar, den angemalten Bärten und den ungeschlachten, nachträglich angebauten Händen wirken sie recht homophil. "Die Apostel waren eigentlich Jungfrauen", erklärt Silvia Scheffler die Geschlechtsumwandlung. In der Reformation hat die Gemeinde die Jungfrauen ebenso pragmatisch wie sparsam mitreformiert.

An unserem zweiten Pilgertag taucht mitten im nassen Wald die Madlitzer Mühle auf, ein 1441 erbautes Fachwerkhaus, zuletzt Stasi-Ferienheim, jetzt liebevoll restauriert. Sie gehört zu einem Gestüt mit Hotel und drei Restaurants an einem verträumten See. Wir verdrängen Gedanken an Badewannen und Luxusurlaub und laufen weiter. Später stehen wir im strömenden Regen vor den erleuchteten Wohnzimmerfenstern eines Dörfchens namens Vorwerk. Was ist besser? Mit nassen Füßen weiterlaufen oder bei Menschen klingeln, die mittags schon vor dem Fernseher sitzen?

In Luisenhof bewundern wir eine alte Frau, die in einem verfallenen Traumschlösschen aus dem 18. Jahrhundert wohnt, zusammen mit zwei Katzen, ein paar Hühnern und ihrem Sohn. Sie sagt: "Ich habe hier 55 Jahre gut gelebt. Und hier ich will sterben."

Der echte Jakobsweg endet am Meer in einem Ort namens "Finisterre", "Ende der Welt". Unserer endet an einer grasbewachsenen Wendeschleife. Die finale Versuchung ist in Gestalt eines Überlandbusses über uns gekommen. Zuletzt hat er vor einem Ortsschild mit dem poetischen Namen "Regenmantel" gebremst und ist an der Wendeschleife umgekehrt. Weiter führte die Straße nicht.

"Wo geh'n wir denn hin?", hat der Romantiker Novalis gefragt und sich selbst geantwortet: "Immer nach Hause." Dreimal umsteigen und zweieinhalb Stunden später sind wir wieder in Berlin. Doch die innere Sinnsuche läuft noch ein bisschen weiter. Sie ist offenbar ein Automatismus. Bis wir aufhören, ständig am Himmel und in der Welt nach Zeichen zu suchen, wird noch eine Weile vergehen.

